Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 24 (1930)
Heft: 10

Artikel: Sören Aabye Kierkegaard
Autor: Hansen, Julie Inger
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-136012

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

gleichermaßen wichtig und entſcheidend doch nie mehr überhören und außer Acht laſſen!

Es hängt davon wahrlich mehr ab, als wir zuerſt annehmen möchten, nichts weniger als unſer Glaube ſelber, unſer Glaube zu dem Gott, der ſeine Wege geht und deſſen Wege zugegebenermaßen nicht nach Menſchenart ſind, ſondern gar ſehr zu unſerm Verwundern, der es aber immer herrlich hinausführt.

Wie überaus tief und wahr, ganz im Geiſte unſeres bibliſchen Wortes, iſt doch das Lied empfunden, das man darum recht eigentlich das Lied „vom Schatz in irdenen Gefäßen" nennen könnte:

Es glänzet der Chriſten inwendiges Leben,
Obgleich ſie von außen die Sonne verbrannt.
Was ihnen der König des Himmels gegeben,
Iſt Niemand als ihnen nur ſelber bekannt.
Was Niemand verſpüret, was Niemand berühret,
Hat ihre erleuchteten Sinne geziehret,
Und ſie zu der göttlichen Würde geführet.

Sie wandeln auf Erden und leben im Himmel,
Sie bleiben ohnmächtig und ſchützen die Welt,
Sie ſchmecken den Frieden bei allem Getümmel,
Sie haben, die Aermſten, was ihnen gefällt.
Sie ſtehen im Leiden und bleiben in Freuden,
Sie ſchauen ertötet den äußern Sinnen,
Und führen das Leben des Glaubens von innen.
Amen!

Hans Böhringer.

Sören Aabye Kierkegaard.

Am 11. November 1930 ſind 75 Jahre verfloſſen, ſeit Kierkegaard in dem alten „Frederiks-Hoſpital" in Kopenhagen ſeinen letzten Atemzug tat. In einer Zeit, die beſtrebt iſt, bei allen möglichen Gelegenheiten große und weniger große Männer zu feiern, hätte es dann vielleicht auch einen guten Sinn, einige Augenblicke bei dieſem Todestage zu verweilen. Kierkegaards Bedeutung heute, eben für uns heutige Menſchen, iſt größer, als ſie zu ſeinen Lebzeiten war oder ſein konnte, und ſie iſt noch immer im Wachſen. Auf dem Hintergrund des Krieges klingen ſeine ernſten Worte eindringlicher, mahnender und zeitgemäßer als je. Erſt jetzt verſtehen wir eigentlich die Wahrheit ſeiner „einzigen Theſis": „Das Chriſtentum des Neuen Teſtaments iſt gar nicht da!" und wir ſpähen erwartungsvoll nach dem Manne, der von Gott den Auftrag, „das Chriſtentum aufs Neue in

die Chriſtenheit einzuführen", bekommen ſoll. Das Werk Kierkegaards harrt ſeiner Fortſetzung und Vollendung.

Kierkegaard war in dem für ſein Vaterland ſo kritiſchen Jahre 1813 [1]) zu Kopenhagen geboren, und er verbrachte auch ſein ganzes Leben dort, nur ein paar kurze Auslandsreiſen ausgenommen, die ihn aber nur bis nach Berlin führten. Sein Vater, der alte Tuchhändler, der einen ſo tiefen und nachhaltigen Einfluß auf das ganze Leben des Sohnes ausübte, war aber im ſüdweſtlichen Jütland, in einer damals ſehr ausgeprägten Heidegegend und in ärmlichen Verhältniſſen geboren. Die ſchwere und ſchwermütige Natur der jütländiſchen Heide (die jetzt faſt ganz verſchwunden und in Wald oder Ackerland verwandelt iſt), ihre Einſamkeit und die harten und dürftigen Lebensbedingungen des Heidebauers, wirkten auf das empfindſame Gemüt des zwölfjährigen Hirtenbuben ſo ſtark, daß er eines Tages, als er wieder allein mit ſeinen Schafen hungernd und frierend auf der Heide weilte, einen großen Stein beſtieg und feierlich den Gott verfluchte, der ein armes Kind ſo leiden laſſe. Ueber dieſe Begebenheit ſeiner Kindheit trauerte noch immer der achtzigjährige Mann, und ſie hatte ihm auch alle die dazwiſchenliegenden Jahre verbittert, ſo daß er ſeinen wachſenden Wohlſtand nur als Zeichen der *Strafe* Gottes, als Ankündigung der kommenden Verdammnis betrachten konnte: Gott habe ihm in dieſer Welt alles gegeben, weil Er ihm in der künftigen nichts geben könne. Dieſer Seelenzuſtand des Vaters beeinflußte auch das Leben des ſpätgeborenen Sohnes auf verhängnisvolle Weiſe. Einmal weil dieſer das Leben im Elternhauſe mit dem ſchwermütigen alten Mann ſo drückend empfand, daß er in ſeinen letzten Jahren ſagen konnte, daß der Vater, obgleich er ihn innig geliebt, ihn doch menſchlich geſprochen ſehr unglücklich gemacht habe, vor allem dadurch, daß die gar zu ſtrenge Auffaſſung des Chriſtentums, welche der Vater ihm als einziges Mittel gegen den Jammer des irdiſchen Lebens einprägte, dem Kind und dem Jüngling als etwas noch Furchtbareres als eben dieſes Leben erſchien; ſodann aber auch, weil die ſkrupelloſe, zu grenzenloſer Reflexion über ſich ſelbſt neigende Natur des Vaters ſich auf den Sohn vererbte und den Boden abgab, auf welchem *ſein* beſonderer „Pfahl im Fleiſch", die Schwermut, ſich entwickelte, die Schwermut, die nicht weniger als ſeine außerordentliche intellektuelle Begabung ſein Leben beſtimmen ſollte.

Dieſe eigentümliche pſychiſche Veranlagung muß man in mente haben, wenn man auch nur einen Verſuch machen will, Kierkegaard zu verſtehen. Aus ihr entwickelte ſich dieſes tragiſche Menſchenſchickſal, ſie ſchuf in Verbindung mit den äußeren Begebenheiten, aber noch mehr als dieſe, den ſonderbar verborgenen Menſchen, der unerkannt und unverſtanden unter ſeinen Zeitgenoſſen lebte, und der weniger

[1]) Das Jahr des Staatsbankrotts nach dem unglücklichen Krieg. Dieſer Bankrott machte aber ſeinen Vater reich.

von ſeiner Zeit geprägt und beeinflußt wurde, als er ſelbſt hinter ſeinem Incognito die Zeit beeinflußte und prägte. Die Zeit ſah eben nur die mit ſo großer Anſtrengung aufrecht erhaltene Maske, den leichſinnigen und oberflächlichen Flaneur, den lebensluſtigen, liebenswürdigen und in jüngeren Jahren gefeierten Charmeur, und wollte oder konnte die Entwicklung nicht verſtehen, die im Verlauf der Jahre dieſen „Taugenichts" immer tiefer in Einſamkeit und ſeeliſche Leiden hineinführte, trotzdem ſeine religiöſen Schriften, die unter ſeinem eigenen Namen, gleichzeitig mit den ſämtlich pſeudonymen äſthetiſchen und philoſophiſchen Schriften erſchienen, der Zeit dieſe Entwicklung hätten enthüllen ſollen, ſo daß ſie hätte verſtehen müſſen, was ſich hinter der lächelnden Maske verbarg.

Vielleicht iſt die Zeit zu entſchuldigen. Das Incognito war vielleicht zu undurchdringlich. Erſt eine ſpätere Zeit hat eigentlich durch die Veröffentlichung der hinterlaſſenen Papiere Kierkegaards die Möglichkeit bekommen, den ſeltſam verſchlungenen Fäden zu folgen, die das Muſter dieſes Menſchenlebens bildeten, und die ſeiner Zeit unruhig und verworren vorkommen mußten, weil ſie ſozuſagen das Ganze von der Kehrſeite betrachtete und ihr jedenfalls der ruhige Ueberblick fehlte, der für alles wirkliche Verſtändnis unentbehrlich iſt. Nun iſt die rechte Diſtanz vorhanden, und nun erlebt deshalb auch Kierkegaard eine Auferſtehung und eine Ehrenrettung.

Wer ſich aber heute Kierkegaard nahen und verſuchen will, ſich eine Auffaſſung nicht nur von dieſem eigentümlichen Schriftſteller, ſondern auch von dem tiefen und weitumfaſſenden Geiſt und von dem ſeltenen und bedeutenden Menſchen zu bilden, ſoll nicht, wie es für gewöhnlich geſchieht, mit „Entweder-Oder" oder mit dem „Augenblick" anfangen. Dieſe zwei Bücher ſtellen Anfang und Ende ſeiner ſchriftſtelleriſchen Wirkſamkeit dar, zwiſchen dieſen beiden Grenzen liegen aber eine Reihe von Büchern, nicht zum wenigſten die, welche rein religiöſer Art ſind, von einer ſolchen Tiefe und ſolchem Wert, einem ſo eindringenden Verſtändnis des Menſchen und einer damit zuſammenhängenden heißen Liebe zu den Menſchen, einer ſolchen Gedankenfülle und meiſterhaften Behandlung der Sprache, daß die Literatur ſeines Landes nichts aufweiſen kann, was auch nur einigermaßen dieſen Büchern gleichkäme. Und nicht nur die Literatur *ſeines* Landes. Sehr wenige Menſchen haben in der neueren Zeit ſo tief in das Neue Teſtament gegraben, wenige haben ſo viele ſeiner Wahrheiten wieder ans Licht gebracht und ihnen ein ſo edles und ſtrahlendes Gewand der Sprache gegeben, wie eben Kierkegaard. Und mehr noch: dieſe rein religiöſen Bücher zeugen von einer ſolchen Hingabe im Dienſte des Herrn, dem er ſich geweiht hatte, von einer ſolchen Treue und Herzensreinheit im Verhältnis zu dieſem ſeinem Herrn, daß er dadurch in der Geſchichte des Reiches Gottes auf Erden in die vorderſte Reihe geſtellt wird. „Leben und Walten der Liebe", „Einübung

im Chriſtentum", „Zur Selbſtprüfung", „Chriſtliche Reden", „Erbauliche Reden" und auch die kleine ſelbſtbiographiſche Schrift „Der Geſichtspunkt für meine ſchriftſtelleriſche Wirkſamkeit", die erſt viele Jahre nach ſeinem Tode veröffentlicht wurde, laſſen alle in eine Seele hineinblicken, die ſich wie wenige als „den Einzelnen" vor Gott fühlte, die eine abſolute Verpflichtung über ſich hatte, und ſich jeden Tag und jede Stunde im Dienſte des Herrn beanſprucht wußte, der ihn berufen hatte, den Menſchen eine Botſchaft von Ihm zu bringen. Daß dieſe Botſchaft noch nicht die ganze, volle Wahrheit umfaßte, daran war weniger Kierkegaard Schuld, als Umſtände, über welche er keine Macht hatte.

Es iſt bekannt, daß Kierkegaards Leben nur wenige äußere Begebenheiten enthielt. Dieſe Begebenheiten waren aber von einer ſo tief eingreifenden Art, daß ſie reichlich genügten, um für einen Menſchen mit ſeiner ſchwermütigen Natur den zweiundvierzig Jahren ſeines Lebens einen Inhalt zu geben, der für Menſchen mit weniger leicht vibrierenden Seelen wohl überhaupt nicht zu haben iſt, auch wenn ſie achtzig Jahre alt werden und die Greuel eines Weltkriegs erlebt haben. Jede dieſer Begebenheiten gab ſeinem Leben eine neue Wendung und hinterließ in ſeiner ſchriftſtelleriſchen Wirkſamkeit tiefe Spuren, die mit Hilfe ſeiner Tagebücher leicht nachzuweiſen ſind. Und dadurch wird der aufmerkſame Leſer auch befähigt, zwiſchen den Zeilen zu leſen und die unſichtbare Hand jedenfalls zu ahnen, die die Saiten dieſer bei der leichteſten Berührung erklingenden Seele in Bewegung ſetzte.

Die erſte dieſer Begebenheiten war, ſo weit es ſich aus den hier etwas undeutlichen Worten des Tagebuches verſtehen läßt, die, daß der Vater, als der jüngſte Sohn fünfundzwanzig Jahre alt war, ihm und dem Bruder das Geheimnis, die Schuld, enthüllte, die ihn ſein Leben lang gedrückt hatte. Dieſe Enthüllung, auf die nach einigen Monaten der Tod des Vaters folgte, machte auf den Sohn einen unauslöſchlichen Eindruck und führte ihn in eine religiöſe Kriſe hinein, die nach Monaten zu einem inneren Durchbruch und zu einem innigen und perſönlichen Gottesverhältnis führte. Unter dem Eindruck der Verpflichtung dem Verſtorbenen gegenüber ſchloß er nun in ſehr kurzer Zeit ſein theologiſches Studium ab. Dieſes Studium hatte ihn ſo wenig intereſſiert, daß er zehn Jahre gebraucht hatte, um zu dieſem Ziel zu gelangen! Kein Wunder, daß der Vater ihn faſt als einen verlorenen Sohn und die luſtigen Gefährten ſeines Studentenlebens ihn als studiosus perpetuus betrachteten! Nun, da das treibende Motiv in Ordnung war, mußte auch die Theologie in der kürzeſt möglichen Zeit bewältigt werden. Bald darauf folgte ſeine Diſſertation, die aber nicht ein theologiſches Thema hatte, ſondern den Titel trug: „Ueber den Begriff der Ironie, mit ſtändiger Rückſicht auf Sokrates". Damit hatte Kierkegaard ſich alſo den Doktortitel geholt, und das blieb ſein

erſter und letzter Schritt auf der Bahn, die zu Ehre und Anſehen führt.

Einen Verſuch, noch einen Schritt auf dieſer Bahn zu tun, machte er allerdings ſehr bald, indem er ſich mit einem ſchönen, blutjungen Mädchen, der Tochter eines angeſehenen Mannes in Kopenhagen, verlobte. Dieſen Schritt nahm er aber wieder zurück, denn die Verlobung dauerte nicht einmal ein Jahr, und wurde dann von ſeiner Seite her aufgehoben. Das geſchah auf eine ſolche Weiſe, daß ſich der ganze Klatſch und das giftigſte Geſchwätz der kleinen Stadt über ſeinen Kopf ergoß; denn das damalige Kopenhagen war nur eine kleine Stadt und der Klatſch, ſowohl der private als der literariſche, war ihr Hauptintereſſe. Kierkegaard verteidigte ſich aber nicht mit einem Wort, trotzdem er gegen Klatſch unendlich empfindlich war. Seine Abſicht war es, das junge Mädchen „frei zu arbeiten", denn es hing an ihm mit einer rührenden Hingabe, und er meinte dieſen Zweck nur dadurch erreichen zu können, daß er ſich als einen gewiſſenloſen Menſchen darſtellte, der mit dem Mädchen nur hatte „pſychologiſch experimentieren" wollen. Auch wollte er verhindern, daß auch nur der geringſte Schatten auf ihren Namen fiele — eine aufgehobene Verlobung war in dem damaligen Kopenhagen eine weit mehr „ſkandalöſe" Sache als jetzt eine Eheſcheidung! Deshalb tat er ſein Möglichſtes, um den Schein und den Klatſch gegen *ſich* zu wenden — ſchrieb ſogar das „Tagebuch eines Verführers" — und verſchwand, als er es nicht länger aushalten konnte, für einige Wochen nach Berlin. Er konnte ja auch niemandem erzählen, daß der eigentliche Grund, weshalb er die Verlobung aufgehoben hatte, jene unglückliche Schwermut war, deren Gewalt über ſeine ganze Seele er immer ſtärker verſpürte, als die erſte Freude der Liebe vorüber war, und die ihm ein Daſein zu prophezeien ſchien, in welches er das lebensfriſche, heitere Mädchen nicht hineinziehen wollte, ſie, welche er bis zu ſeinem Tode liebte und der er unbedingt treu verblieb. Ihm war es beinahe wie Selbſtmord, dieſe einzige Glücksmöglichkeit von ſich ſtoßen zu müſſen, aber Kierkegaard lebte ſein ganzes Leben unter der abſoluten Verpflichtung gegen Gott und durch ihn gegen die Menſchen, und als die Stimme in ſeiner Seele geſagt hatte: „Du ſollſt ſie aufgeben!" ſo tat er es, obgleich es ihm unſagbar ſchwer war. Und als er gehorcht hatte, geſchah das Unerwartete, das, was er ſelbſt ſpäter immer als ein direktes Eingreifen Gottes in ſein Leben betrachtete, ein Mittel, wodurch Gott ihn für die Entſagung entſchädigen wollte: Die Quelle der Inſpiration brach in ſeiner Seele hervor. Die Trauer machte ihn zum Dichter und Schriftſteller. Und die Quelle verſandete nicht wieder — mehr als zehn Jahre lang war er ununterbrochen ſchriftſtelleriſch tätig. Die ganze erſte Hälfte ſeiner ſchriftſtelleriſchen Wirkſamkeit, die äſthetiſchen und philoſophiſchen Arbeiten, „Endweder-Oder", „Stadien auf dem Lebenswege", „Die Wiederholung",

„Furcht und Zittern" — alle haben ſie denſelben Hintergrund, ſind demſelben Motive entſprungen: dem Wunſche, *ſie* verſtehen zu machen, daß er der Schuft doch nicht war, den der Klatſch und ſein eigener Verſuch, ſie „frei zu arbeiten" aus ihm gemacht hatte, und in allen dieſen Werken ſpürt man dieſelbe Wirkung der Kriſis: eine Vertiefung und Verinnerlichung ſeines religiöſen Lebens. Dieſe pſeudonymen Schriften begleitend fließt aber wie ein dünner, kleiner Bach die beginnende religiöſe Schriftſtellerei in Geſtalt der „Erbaulichen Reden", ein Bach, der dann ſpäter, als die religiöſe Kriſe durchgekämpft war, ſich in einen Fluß verwandeln ſollte, ſo ſtark, daß er die äſthetiſchen und philoſophiſchen Schriften ganz verdrängte. Den Uebergang zwiſchen dieſen beiden Stufen ſeiner Wirkſamkeit bilden die „Philoſophiſchen Brocken", ein kleines dünnes Heft, dem aber — echt Kierkegaardiſch! — ein ſtattlicher, dicker Band folgte, der den Titel trug: „Nachſchrift zu den philoſophiſchen Brocken". Mit dieſem Werk betrachtete Kierkegaard eigentlich ſelbſt ſeine ſchriftſtelleriſche Wirkſamkeit als abgeſchloſſen; ſie war ihm immer etwas Vorläufiges und er dachte ſich nicht die Möglichkeit, daß „das Dichteriſche" in ſeiner Seele anhalten würde. Es war nun ſeine Abſicht, ein Pfarramt auf dem Lande zu ſuchen, um dort ſein Leben in größter Stille zu verbringen.

Inzwiſchen war aber ſchon die nächſte entſcheidende Begebenheit ſeines Lebens eingetreten: ſein Zuſammenſtoß mit dem Witzblatt „Der Korſar", eine Begebenheit, die für ſein Leben eine nicht geringere Bedeutung bekommen ſollte als die aufgehobene Verlobung, und die ihm erſt recht die Berufung, *religiöſer* Schriftſteller zu ſein, verlieh. Denn ſie zwang ſein eigenes religiöſes Leben aus der Bahn heraus, in der es ſich bisher mit der alten kirchlichen Frömmigkeit, der Erbſchaft ſeines Vaters, bewegt hatte, und führte ihn zu der Erkenntnis, daß ſein bisheriges Chriſtentum etwas von der Meinung des *Neuen Teſtaments* über dieſe Dinge ganz Verſchiedenes war. Die darauf folgenden Jahre ſeines Lebens waren deshalb ganz von dem Suchen nach dem wirklichen Chriſtentum, dem „Chriſtentum des Neuen Teſtaments", erfüllt.

„Der Korſar", das von dem ſpäteren Schriftſteller Aaren Mei'r Goldſchmidt redigierte Witzblatt, übte in dieſem Zeitpunkt einen ungeheuer großen Einfluß auf ganz Kopenhagen aus. Man betrachtete es als einen Skandal, daß dieſes Blatt fortdauernd die Bewohner Kopenhagens terroriſieren durfte; es war gehaßt, gefürchtet — und geleſen von allen. Niemand wagte aber es anzugreifen, aus Furcht, er könnte ſelbſt angegriffen werden. Da unternahm Kierkegaard den Angriff. Er ſagt in ſeinem Tagebuch, daß man ihn oft aufgefordert hätte, das zu tun, daß ihm geſagt worden ſei, er könne es am beſten tun, weil er neben ſeiner unbeſtreitbaren Poſition als bekannter Schriftſteller ökonomiſch unabhängig war. Als er es aber getan hatte, als er

den Artikel geſchrieben hatte, der für das Witzblatt le commencement de la fin wurde, und als er damit das ganze Gewitter auf ſeinen Kopf gezogen hatte, da entdeckte er zu ſeiner unſagbaren Ueberraſchung und Enttäuſchung, daß er ganz allein war! Man lachte und amüſierte ſich über die Angriffe auf Kierkegaard, ganz wie man ſich über die Angriffe auf die anderen bekannten Männer der Zeit amüſiert hatte, man genoß die Lächerlichmachung ſeiner Geſtalt und ſeines Anzugs, die ungeſcheute Behandlung der aufgehobenen Verlobung, die von dem Witzblatte nicht geſchont wurde, aber niemand ſtellte ſich an ſeine Seite, niemand kam ihm zur Hilfe, auch nicht die, welche ihn zum Einſchreiten aufgefordert hatten. Und Kierkegaard hatte keine Ahnung gehabt von dem Umfang und der Wirkung des Gewitters, das er heraufbeſchwören ſollte. Er litt unendlich unter dem Lächerlichgemachtwerden, es war ihm ein faſt phyſiſches Leiden, ſo in eine komiſche Figur verwandelt zu werden, in eine Art halbverrücktes Straßenoriginal, dem die Gaſſenbuben „Endweder-Oder" nachriefen. Der Sieg, den er über den „Korſaren" gewann — denn das Witzblatt erhielt wirklich durch dieſe Kampagne den Todesſtoß und mußte bald darauf ſeine Wirkſamkeit einſtellen — war für Kierkegaard teuer erkauft. Dieſe Begebenheit bekam für ſein ganzes ſpäteres Leben eine durchgreifende Bedeutung und wurde recht eigentlich Urſache der neuen Wendung ſeiner ſchriftſtelleriſchen Wirkſamkeit. Wie alle Begebenheiten im Leben dieſes Mannes, hatte auch dieſe Erfahrung eine tief eingreifende Wirkung auf ſein *religiöſes* Leben. Das Problem des unverſchuldeten Leidens fing an, ihn zu beſchäftigen und zwang nach und nach ſeine Gedanken in eine ganz neue Auffaſſung des Leidens und ganz beſonders deſſen Bedeutung für den Chriſten hinein. Der *leidende* Chriſtus fing an, alle ſeine Gedanken wie in einen Brennpunkt zu ſammeln. Schon in den Kindestagen hatte ſich das Bild des gekreuzigten Chriſtus unauslöſchlich ſeiner Seele eingeprägt. Nun tauchte dieſes Bild vor ihm wieder auf, und der leidende Heiland bekam in ſeinem religiöſen Leben einen Platz wie noch nie, nun da er aus eigener Erfahrung etwas davon wußte, was unverſchuldetes Leiden bedeute. Und dieſe ganze neue Auffaſſung verdichtete ſich ihm in den Satz: „*So* böſe iſt die Welt, ſo böſe ſind die Menſchen, daß ſie den Reinſten und Beſten, der unter ihnen gewandelt hat, kreuzigen *mußten.*" „Leben und Walten der Liebe", das in die Zeit des Korſarenſtreites fällt, iſt noch ganz der Verherrlichung der Liebe Gottes, die die tragende Kraft ſeines Lebens war, geweiht; im nächſten Buch aber, im „Einübung im Chriſtentum", vielleicht dem mächtigſten aller ſeiner Werke, werden zum erſten Mal die Töne angeſchlagen, die in den folgenden Jahren immer ſtärker durchklingen ſollten, bis dieſe ganze Entwicklung in dem „Augenblick" und in dem Angriff auf die Kirche und ihr Chriſtentum kulminierte. Noch glaubte er doch daran, daß die Kirche und ihre Männer ſich würden bewegen laſſen, einzuſehen und

zuzugeben, daß das, was ſie verkündigten, ein geſchwächtes, verwäſſertes, verflachtes Chriſtentum ſei, etwas, was meilenweit vom Chriſtentum des Neuen Teſtaments entfernt ſei, und „Einübung im Chriſtentum" war als Warnungsruf gemeint, als eine mahnende Stimme, die die Schlafenden und Verirrten aufwecken und ſie auf die Gefahr, in welcher ſie ſchwebten, aufmerkſam machen ſollte. Denn Jeſus und ſeine Apoſtel forderten ja vor allem die Nachfolge — welcher heutige Menſch ließe es ſich aber auch nur im Traume einfallen, eine ſolche Aufforderung ernſt zu nehmen? Und nicht ohne Grund haben ſie Abſtand von einer ſolchen Zumutung genommen; denn will ein Menſch Ernſt mit der Nachfolge deſſen machen, der ſagte, daß, wer ihm folgen wolle, das Leben opfern müſſe, dann wird er erfahren, daß dieſe Worte nicht leer ſind, daß es wirklich ſein Leben gilt, und daß es dem Jünger nicht beſſer gehen wird, als es dem Meiſter gegangen iſt. Weil nämlich die Welt böſe iſt, *ſo* böſe, daß ſie Chriſtus kreuzigen *mußte,* muß ſie auch den haſſen und verfolgen, der ihm nachfolgen will, und das Martyrium wird das Los des Jüngers werden, ſo wie es das des Meiſters wurde. Vielleicht nicht gerade das blutige Martyrium, aber jedenfalls das unblutige, das in Mißverſtändnis, Haß und Verfolgung der Menſchen beſteht. Etwas davon hatte Kierkegaard ſchon ſelbſt erfahren; denn er betrachtete bis zu ſeinem Tod ſein Einſchreiten gegen das Witzblatt als eine der ſelbſtloſeſten Taten ſeines Lebens, und nichts hatte ſein Leben ſo ſehr mit Leiden gefüllt, nichts hatte ihn ſo ſehr von den Menſchen entfernt und ihn einſam gemacht als eben dieſe Tat. Es fehlte nur noch ein Tropfen in ſeinem Leidensbecher, um dieſe Auffaſſung des Chriſtentums in diejenige zu verwandeln, die ihn in den letzten Jahren ſeines Lebens beherrſchte: daß das Leiden das *Weſentliche,* das allein Wichtige im Leben eines Chriſten ſei, und daß der Menſch, deſſen Leben nicht auf irgend eine Weiſe ein Martyrium ſei, keinen Anſpruch darauf machen dürfe, „Chriſt" im hohen Sinn dieſes Wortes genannt zu werden. Mit dieſer Auffaſſung hat Kierkegaard aber über das Ziel geſchoſſen, er hat den Blick dafür verloren, daß das Zentrum des Chriſtentums, die Quelle, aus welcher es ſtrömt, die *Erlöſung* iſt, und daß es deshalb wohl Zeiten und Epochen geben kann, in welchen das Martyrium für den Chriſten unvermeidlich iſt, daß dies aber nicht der Wille Gottes oder Chriſti iſt, ſondern wegen der „Herzenshärtigkeit der Menſchen" geſchieht. Statt der Hoffnung des erſten Jahrhunderts, der ſieghaften Zuverſicht, daß Gott durch ſeine erlöſten und wiedergeborenen Kinder die Erde erlöſen und erobern und dadurch in ſein Reich verwandeln wolle, hat Kierkegaard die Märtyrerſtimmung des zweiten Jahrhunderts als das urſprüngliche Chriſtentum verſtanden. Durch dieſen Irrtum wurde er in den letzten Jahren ſeines Lebens in eine Enge getrieben, aus der er nicht wieder hinaus konnte, und der Tod wurde ihm deshalb immer mehr der Befreier von einem Leiden, das ſo groß

geworden war, daß er es nicht mehr zu tragen vermochte. Aus dieſer Auffaſſung vom Martyrium als dem Höchſten, dem Chriſtlichen im eigentlichen Sinne heraus, wiederholt er in den letzten Jahren immer wieder ſein Bekenntnis: „Ich bin kein Chriſt, ich bin nur ein Dichter! Ich weiß, was Chriſtentum iſt, und kann es dichteriſch Anderen darſtellen, aber als Chriſt *leben,* das Chriſtliche exiſtentiell verwirklichen, das kann ich nicht. Ich kann nicht Märtyrer werden, kann nicht das Kreuz bis zum Aeußerſten tragen. Das wage ich nicht, und deshalb darf ich mich keinen Chriſten nennen."

Der letzte Tropfen im Leidensbecher wurde ihm aber auch eingeſchenkt, und damit kam auch der Augenblick, da Kierkegaard exiſtentiell ausdrücken mußte, was Chriſtentum ihm war, der Augenblick, da er all ſeiner Angſt, allem „Furcht und Zittern" zum Trotz doch „in Charakter" als Chriſt auftreten mußte. Eine erſte Vorahnung bekam er ſchon im Jahre 1848, das ihm wegen des Krieges Geldverluſte brachte, und ihn den Augenblick entgegenſehen ließ, da das vom Vater geerbte Vermögen nicht mehr für ſeinen Lebensunterhalt genügen würde. Gleichzeitig begann die Rückenmarkskrankheit, an der er ſchon ſeit langem litt, ſich immer ſpürbarer zu machen. Mit dem Gedanken, daß er jung ſterben ſollte, war aber Kierkegaard vertraut. Das hatte er ſchon, als er fünfundzwanzigjährig Kenntnis von der Schuld des Vaters bekam, als Strafe Gottes über die ganze Familie betrachtet: ſie ſollte ausſterben und ganz vernichtet werden; die Kinder ſollten alle jung und ohne Nachkommen ſterben. Das Letzte erfüllte ſich: die Geſchwiſter Kierkegaards ſtarben alle, nur mit Ausnahme ſeines älteren Bruders, P. Chr. Kierkegaard, in jungen Jahren, und auch dieſer ſtarb ohne Nachkommen.

Auf den Tod hoffte deshalb Kierkegaard wie auf einen Befreier, der die Bürde von ſeinen Schultern heben ſollte, die er nicht länger zu tragen vermochte. Nichtsdeſtoweniger mußte er noch nach dem Jahre, das er aus verſchiedenen inneren Gründen für ſein Todesjahr gehalten hatte, neun Jahre leben. In dieſen Jahren wurde ihm das Leben vor allem durch die raſch zunehmenden ökonomiſchen Sorgen erſchwert, denn ſein Vermögen ſchmolz eilig zuſammen, und die verſchiedenen Verſuche, die er machte, um ſich eine Anſtellung zu verſchaffen, die ihm das tägliche Brot hätte ſichern können, mißlangen ihm. Pfarrer meinte er wegen der unglücklichen Schwermut nicht werden zu können — auch führte ihn ja ſeine ganze innere Entwicklung immer weiter vom „offiziellen Chriſtentum" weg. Für eine Anſtellung am „Paſtoralſeminar", die er eine Weile als Möglichkeit betrachtet hatte, wollte ihn Biſchof Münſter nicht empfehlen, weil er — mehr wohl als irgend ein anderer von Kierkegaards Zeitgenoſſen — verſtand, was in ihm gärte, und auch verſtand, daß dieſe Auffaſſung des Chriſtentums der ſeinigen ſo entgegengeſetzt wie nur möglich war, ja, daß ſie, wenn ſie durchdringen ſollte, den Boden unter ſeinen eigenen Füßen erſchüttern würde.

So lebte Kierkegaard noch einige Jahre in Angſt vor der Zukunft und in Armut, immer einſamer, immer mehr mit dem Gefühl, daß zwiſchen ihm und den Menſchen „Wahnſinn geſetzt ſei". Keiner der Verſuche, die er machte, um ſeine Zeit wachzurufen und ihr zu zeigen, daß zwiſchen ihrem angenehmen, gemütlichen, geſellſchaftlichen Chriſtentum, „dieſer milden Lehre mit den vielen Troſtgründen", und der Botſchaft Jeſu und der Apoſtel ein gähnender Abgrund beſtehe, weckte auch nur die geringſte Reſonanz. „Zur Selbſtprüfung", „Einübung im Chriſtentum", die „erbaulichen" und „chriſtlichen" Reden — alles war für die Zeit wie verſchwendet; ſeine Stimme war nur ein Ruf in der Wüſte. Und unter dem doppelten Druck der Angſt vor der Zukunft und des Wütens der ſchleichenden Krankheit in ſeinem Körper, verſtärkt durch die immer lauernde Schwermut und die abſolute Gleichgültigkeit ſeiner Zeitgenoſſen gegen die Botſchaft, die er zu bringen hatte, erreichte dann das Leiden in Kierkegaards Seele eine ſolche Höhe, daß es beinahe die Seele zerſprengte und durch den Angriff, den er in ſeinen letzten Monaten gegen die Kirche und das offizielle Chriſtentum richtete, ſich gewaltſam Luft machte. Immer ſtärker empfand Kierkegaard es ſo, daß Gott gerade *dies* von ihm forderte, gerade dies, wovor ihm am meiſten graute. Er hatte ja doch immer geglaubt, daß ihm dies Letzte erſpart werden ſollte, daß Gott nicht von ihm fordern würde, daß er „in Charakter" als Chriſt auftreten und ſeiner Zeit gewaltſam die Binde von den Augen reißen ſollte. Wie er ſich unter der Möglichkeit, das doch tun zu müſſen, gewunden hat, zeigen uns die Tagebücher, die immer wieder dieſelbe Frage behandeln: ob vielleicht doch Gott eben *dies* von ihm wolle, und ob das der Grund ſein könne, warum Gott die Bürde nicht von ſeinen Schultern nehme, ihm die Hilfe und Erquickung, nach der er ſich ſo unſagbar ſehnt, nicht ſchenke. In „Richtet ſelbſt" hat er ſeiner Zeit ihr Bild gezeigt, ſo wie es war, wenn die verdeckende Maske der Heuchelei und des Selbſtbetrugs weggenommen wurde. Zur Herausgabe dieſes Buches kam er aber nicht. Immer deutlicher fühlte er, daß er das, was nun geſagt werden mußte, nicht durch Bücher ſagen ſolle, ſondern ſo, daß er mit ſeiner ganzen Perſönlichkeit für das Geſagte eintrete. Der immer ſtärker werdende Druck, der auf ſeiner Seele laſtete, griff zuletzt auch ſein innerſtes Leben mit Gott an. Die Anfechtung, gegen welche ihn ſonſt ſein ſtarker Glaube an Gottes Liebe geſchützt hatte, nahte ſich immer häufiger, und indem er nach ſeiner Gewohnheit die ganze Schuld bei ſich ſelbſt ſuchte — ſein ganzes Leben war ja von der Ueberzeugung getragen, daß wir Gott gegenüber immer Unrecht haben, und daß dies *erfreulich* iſt —, empfand er es immer mehr ſo, daß Gott eben dies Aeußerſte von ihm forderte, daß dies die Aufgabe ſei, zu der er ganz beſonders berufen und für welche ſein ganzes Leben nur eine Vorbereitung geweſen ſei: daß er die Kirche und ihre Chriſtentums-Fäl-

ſchung angreifen *ſolle*, und wenn er in dieſem Punkte gehorcht hätte, würde Gott eingreifen und ihn ſterben laſſen und ſo für immer ſeinem Leiden ein Ende machen. Infolge dieſer Gedanken und auch infolge ſeiner ökonomiſchen Schwierigkeiten (er mußte ſeine Bücher auf eigene Koſten herausgeben!), hörte ſeine ſchriftſtelleriſche Wirkſamkeit mit dem Jahre 1852 ganz auf, während dafür die Tagebücher an Umfang zunahmen. Kierkegaard wartete nun auf ein Zeichen von Gott, das ihm deutlich zeigen würde, *was* er tun und *wie* und *wann* er es tun ſolle.

Dies Zeichen bekam er im Jahre 1854, als Profeſſor Martenſen in ſeiner Rede bei der Beerdigung des Biſchofs Münſter den verſtorbenen Biſchof in „die Kette der Wahrheitszeugen, die ſich von der Zeit der Apoſtel bis zu unſeren Tagen erſtreckt", hineinſtellte. Das war ein ſo ungeheures Mißverſtändnis, ja, eine Entſtellung der Wahrheit, daß Kierkegaard nicht länger ſchweigen konnte. In einem Artikel im „Vaterland" proteſtierte er gegen dieſe Plazierung des Biſchofs, und in ſeinem Tagebuch ſchrieb er charakteriſtiſch genug: „Martenſen hat doch eigentlich Münſter lächerlich gemacht!"

Sein Artikel wurde als perſönlicher Angriff auf den Verſtorbenen aufgefaßt, und als man vor den giftigſten Auslegungen ſowohl des Artikels als auch der Motive Kierkegaards nicht zurückſchreckte, waren für ihn damit die Würfel gefallen. In einer Reihe von Artikeln, teils im „Vaterland", teils in der von ihm ſelbſt herausgegebenen Flugſchrift „Der Augenblick", ſchüttete er nun über die Köpfe ſeiner Zeitgenoſſen ſeine ganze Verachtung über ihre Jämmerlichkeit, ihre Heuchelei und Chriſtentumsfälſchung und die Brotjagd der Pfarrer aus. Immer ſchwerer fielen die Schläge. Kierkegaard wurde wie vorwärts gepeitſcht durch den totalen Mangel an Verſtändnis für die Wahrheit deſſen, was er ſagte, und das Bewußtſein, im Dienſte einer höheren Macht zu ſtehen, ſowohl als die Ahnung, die ſchon faſt zum Wiſſen geworden war, daß ſeine Zeit kurz gemeſſen ſei, gab ſeinen Schlägen eine Kraft, die er rein menſchlich nicht hatte — er, der in den letzten Jahren vor jedem öffentlichen Auftreten zurückgeſchreckt war und einen Jakobskampf mit Gott gekämpft hatte, um dem, was ihm zu ſchwer ſchien, entgehen zu dürfen.

Mitten im Kampf geſchah dann das der Zeit Unerwartete, von Kierkegaard ſelbſt aber ſehnſüchtig Erſehnte und Erhoffte: der Tod meldete ſeine Ankunft. Er fiel eines Tages auf der Straße um, hilflos und gelähmt und wurde in das Krankenhaus gebracht. Seine Worte an die, welche ihn dort empfingen: „Ich bin hierher gekommen, um zu ſterben!", zeigen, daß er ſelbſt meinte, das Geſchehene ſei die Erfüllung ſeiner Erwartung, daß Gott ihn ſterben laſſen würde, wenn er ſein Werk getan hätte. Es erwartete ihn jedoch noch ein Leidensmonat, ehe der Tod ihn befreite. Die, welche ihn im Krankenhaus beſuchten, ſprachen von dem verklärten Licht in ſeinem Antlitz, das ihm den An-

ſchein gab, ſchon der anderen Welt zu gehören. Es war unmöglich, nicht zu ſehen, daß der Mann, der da lag und ſterben ſollte, eine Aufgabe von Gott gehabt hatte und daß er getan hatte, was ihm aufgetragen war.

Und ſo ſtarb Kierkegaard — den Tod des unblutigen Martyriums. Von ſeinem Vermögen war gerade noch ſo viel da, daß die Rechnung des Krankenhauſes und ſeine Beerdigung bezahlt werden konnten. Gott hatte ihn doch vor dem Schickſal bewahrt, vor dem es ihm ſo ſehr gegraut hatte: ein Gegenſtand des „Mitleids" und der „Barmherzigkeit" der Menſchen zu werden.

Auf ſeinem Grabſtein ſtehen, wie er es wünſchte, die Zeilen von Brorſon:

Noch eine kleine Zeit
Dann iſt's gewonnen;
Dann iſt der ganze Streit
In Nichts zerronnen.
Dann darf ich laben mich
An Lebensbächen
Und ewig, ewiglich
Mit Jeſu ſprechen.

Julie Inger Hanſen.

Worte von Sören Kierkegaard.[1])

Ausgewählt von Johannes Tſcharner.

I.

Der Gedanke des Chriſtentums war: daß es alles verändern wolle. Das Reſultat, das Chriſtentum der „Chriſtenheit", iſt dies: daß alles, unbedingt alles, geblieben iſt, wie es war, nur daß alles den Namen „chriſtlich" angenommen hat, und ſo leben wir im Heidentum, oder vielmehr: wir leben in einem Heidentum, das mit Hilfe der Ewigkeit, mit Hilfe deſſen raffiniert iſt, daß ja das ganze chriſtlich iſt.

Verſuch es, nimm, was du willſt, und du wirſt ſehen: es trifft zu, was ich ſage.

Das Chriſtentum wollte Keuſchheit — alſo die Hurenhäuſer weg. Die wirklich eingetretene Veränderung iſt aber dieſe, daß die Hurenhäuſer blieben, ganz wie im Heidentum, daß die Liederlichkeit ſich noch ebenſo breit macht, nur haben wir jetzt „chriſtliche" Hurenhäuſer. Ein Kuppler iſt nun ein „chriſtlicher" Kuppler, er iſt genau

---

[1]) Er hat ſie vor 74 Jahren geſchrieben. Aber ſie ſind heute noch ſehr aktuell. Sie entſtammen alle ſeiner letzten Schrift: „Der Augenblick", welche nach dem Urteil von gewiſſen Gelehrten die „*gedankenärmſte*" unter ſeinen Schriften ſei. Vergleiche den ergreifenden Aufſatz „Schwermut und Anfechtung", im Märzheft der „Neuen Wege". J. Tſch.

Brennpunkten: Kapitalismus und Krieg wird vom Evangelium her auf eine Art behandelt, an der man nur Freude haben kann, und die nicht alltäglich ist. Vom gleichen Verfasser stammt ja auch der Leitfaden für den Konfirmandenunterricht, der den Titel trägt: „Gott, Seele, Bruder", und der vor Jahren in einer bekannten Pfarreraffäre eine Rolle gespielt hat.

Der „Bruder" kommt auch in dem Konfirmandenunterricht für Erwachsene, den das Buch gewissermaßen darstellt, nicht zu kurz, wie das bisher so ziemlich allgemein üblich gewesen ist, vielmehr könnte man gerade darin, was den Inhalt betrifft, das am meisten Charakteristische des Buches sehen, daß „der Bruder" darin einen so breiten Raum einnimmt, allerdings nur den, der ihm im Evangelium von Anfang angewiesen worden ist. Man darf aber nun nicht annehmen, es handle sich da wieder um eine soziale oder gar sozialistische Verflachung des Evangeliums. „Gott" und „die Seele" kommen ob dem „Bruder" nicht zu kurz. Und wenn auch alles anschaulich und praktisch ist, so fehlt doch nicht jenes Maß von Systematik, das zwar nicht zum Schema wird, aber diese ganze Darstellung *organisch* macht. Man wird dabei, besonders wenn man Berufstheologe ist, natürlich nicht gerade mit allen Einzelheiten einverstanden sein, aber wer wollte das verlangen?

Wenn man jungen Menschen — oder auch älteren, die nicht gerade zu den „Intellektuellen" gehören — ein Buch in die Hand geben will, das ihnen die Wahrheit vom Reiche Gottes warm, lebendig und aktuell nahe bringen soll, so mag man ruhig zu diesem greifen; es wird seinen Dienst gewiß tun. *L. R.*

W. Wehrli-Enz: Zerbrechen, Heilen, Bewahren. Ein Kapitel zum Problem der Jugendfürsorge. Verlag Helbing & Lichtenhahn, Basel. — Geschichte des Schweizerischen Armenerziehungsvereins. Ein Beitrag zur Geschichte des Schweizerischen Armenwesens. Buchdruckerei Leemann & Co., Zürich.

Der Name Wehrli führt über Fellenberg, dessen rechte Hand und selbständig vorwärtsschaffender Jünger schon diesen, durch ihn ehrwürdig gewordenen, Namen trug, auf Pestalozzi zurück. Und *sein* Geist ist es auch, der diese beiden Schriften beseelt, wie er, fast möchte ich sagen: in noch höherem Maße das ganze *Tun* und *Wesen* unseres väterlichen Freundes und seiner verewigten Gattin erfüllte und erfüllt. Der Geist und Inhalt der erstgenannten Schrift spricht sehr deutlich aus dem Titel. Der zweite aber bringt für mein Gefühl den fortwirkenden Geist Pestolozzis fast noch ergreifender zum Ausdruck. Mit tiefer Spannung und mit ebenso tiefer Erquickung der Seele wird sie lesen, wer je mit Armenwesen, Anstaltswesen, Volkserziehung im weiteren Sinne intensiv zu tun gehabt hat. Es ist ein kostbares Vermächtnis aus einer der alleredelsten Traditionen unseres Volkes. Gold aus dem Segenshort, den Pestalozzi bedeutet. Und noch von höher her! *L. R.*

Druckfehler: S. 449, Z. 14 v. unten (in dem Aufsatz über *Kierkegaard* muß es heißen: *skrupulöse* (nicht „skrupellose"); S. 490, Z. 27 v. oben *irren* (statt des unsinnigen „prokavieren"), und S. 490, Z. 8 v. unten *Arseniew* (nicht „Arsewiew").

Redaktionelle Bemerkungen.

Der Redaktor hat immer wieder um Geduld zu bitten, wenn Beiträge allzulange warten müssen. Es schiebt sich stets Aktuellstes und Dringendstes dazwischen, und die ohnehin große Raumüberschreitung darf nicht ins Ungemessene gehen. Man zweifle nicht am guten Willen des Redaktors; er stellt bei jeder Nummer nur mit Schmerzen Einiges zurück, das er am liebsten brächte. So auch diesmal.

Die *Kierkegaard-Worte* freilich können warten; sie veralten — leider! — nicht.

Die *Traurede* ist einem pfarrerlichen Paar gehalten worden.

Paßt das *Nietzsche Wort* nicht auf unsere Lage, als ob es heute geschrieben wäre?